

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 18

Artikel: Gespenstergeschichten aus Bern [Fortsetzung]
Autor: Correvon, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gespensstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Correvon

Kein Gras, kein Baum wächst mehr.

Das Urteil im Iegerhandel war gesprochen. Die obersten Geistlichen des Predigerklosters, der Prior, der Vesmeister, der Subprior und der Schaffner waren zum Tode verurteilt. Und der Schneidermeister Ieger, dessen Opfer die Mönche wurden, hatte sich zuerst ins Barfüßerkloster, und dann aus der Stadt geflüchtet — wohin, wußte man nicht.

Man schrieb das Jahr 1507, und die Tat, die in Bern geschah, war einer der wichtigsten Marksteine in der Reformationsgeschichte.

Die verurteilten Mönche wurden an die Kreuzgasse geführt, allwo auf einem Gerüstwerk, das die ganze Straßenbreite einnahm, drei Bischöfe, der von Sitten, der von Lausanne und der von Castet in der Mitte saßen. Der Schultheiß von Scharnachtal, die Venner, die Ratsherren saßen dabei, aber nicht in gleicher Linie wie die Bischöfe. Morgens um acht Uhr wurden die Geistlichen aus der Gefangenschaft geführt: Man hatte ihnen das volle Ornat aufgedrungen, aber an ihren Füßen hingen Fesseln. Alles, was sie äußerlich an den Orden band, wurde ihnen vom Leib gerissen, Stück um Stück. Die grobe Schere des Scharfrichters schor ihre Häupter kahl, und zum Schluß wurde ihnen das grobe Armfünderhemd angezogen.

Dann ging der traurige Zug die Kramgasse hinauf. Beim Zeitlochenturm lenkte er ab zum Marzilitor; an den hohen Mauern des Inselklosters vorüber ging's den Münzrain hinunter. An der Mäe warteten Boote zum Übersetzen. Und beim Schwellenmätteli waren große Holzstöcke aufgeschichtet.

Die Chroniken berichten voller Entsetzen über den schauerlichen Hergang der Verbrennung der Geistlichen. Das Holz war zu grün und wollte nicht brennen. Da ergriff schließlich ein Henkersknecht Holzprügel und schlug einem Mönch nach dem andern den Kopf ein.

Grauen und Empörung erfaßte die Zuschauer. Und der Abscheu vor den Verurteilten verwandelte sich in tiefes Mitleid.

Auf den Stellen, wo die Scheiterhaufen standen, ist bis heute noch kein Grashalm gewachsen. Und an den Hängen der Klosterhalde und des Gerbergrabens, an denen während der traurigen Hinrichtung immer wieder Holz geholt wurde, um die Scheiterhaufen aufs neue anzufachen, ist kein richtiger Baumstand mehr geraten.

Die Hasplerin.

Eigentlich war niemand verwundert, daß sie so lange keine Ruhe im Grabe finden konnte, und dennoch griff ihr Schicksal jedem ans Herz.

Sie war noch jung, als sie heiratete. Ihr Mann hatte gute Arbeit, und dennoch wollte auch sie Geld verdienen. Ein schönes Haus, viel Geld auf der Seite, Ehren, Würden — dies und noch mehr erträumte der junge Kopf und hatte für gar nichts anderes mehr Gedanke und Sinn.

Lange bevor die andern Leute von der Nachtruhe sich erhoben, und lange, bevor auf dem Laubpflaster die ersten Schritte erschollen, furrte schon ihr Haspel. Und wenn der Mond lange schon am Himmel stand, und nur noch die Klageklänge einer verstiegenen Rache, das Schwirren der Fledermäuse zu vernehmen war, ging noch immer das Rad. Es schnurrte, wenn die Glocken Sonntags zur Kirche riefen, und schwirrte, wenn die letzte Minute des Gottestages in den Montag übergang. „Immer haspeln, immer haspeln — Sonntagsarbeit, Arbeit während des Gottesdienstes“, sagten die Leute, „das bringt keinen Segen.“

Es kam die Zeit, da die junge Frau Mutter wurde. Voller Besorgnis sahen die Ihren diesem Ereignis entgegen. Die Sonntagsglocken läuteten — da tat die junge Mutter ihren letzten Atemzug. Und in ihren Armen verschied auch das Kind.

Alle, alle, die die junge Frau kannten, eilten herbei, um dem jungen Gatten beizustehen. Man war im Vorzimmer versammelt: im Zimmer nebenan lagen Mutter und Kind tot. Da — was was das? Ein Geräusch, ein Surren, ein Summen, Schwirren, das alle kannten. Jemand haspelte. Still und bleich lag die junge Frau da, im Arm das tote Kind. Sumsum, hum, noch immer das Haspeln, ununterbrochen, regelmäßig, gleichmäßig im Takt.

Man trug die beiden Toten auf den Friedhof hinaus: das Summen ging weiter. Die Angehörigen kamen vom Begräbnis zurück: der Haspel lief immerzu. Immerzu, immerzu, Tag und Nacht, Werktags und Sonntags. „Das ist die Hasplerin“, sagten die Leute. „So fñhnt sie ihre Sonntagsarbeit, und ihr Trachten nach Geld und Gut.“

Sechs Wochen lang mußte sie weiter haspeln, sagte ein Geistlicher, den die Leute befragten. In der letzten Stunde des letzten Tages stockte das Summen: der Faden des Haspels war gerissen, und das Rad verstaumte für immer.

Die Zähringerfräulein.

In alten Schriften ist die Kunde zu lesen, daß die Zähringerfräulein in Bern in einem „hölzernen“ Zimmer des Staldens bei der Nydedkirche gewohnt hätten.

Die Zähringerfräulein. Wohl Nachkommen oder Verwandte des Begründers der Stadt Bern? Wahrscheinlich, denn sonst würden sich die alten Papiere nicht mit ihnen befassen. Wie aber steht's mit dem geschichtlichen Nachweis der Zähringer?

Die Söhne des Zähringers sollen von dem dem Herzog „widerwärtigen“ Adel vergiftet und ihre Gebeine in dem Samt, in den die Leichen eingehüllt wurden, im Chor der St. Nikolaskirche in Solothurn aufgefunden worden sein. Ohne Nachkommen ist der Zähringer von dieser Welt geschieden. Von weiblichen Angehörigen reden die Papiere nichts.

Aber im Volksmund und Volksglauben leben die Zähringerfräulein noch heute. Eine lange, hölzerne Treppe führt hinter der Nydedkirche, da wo noch die Überreste der alten Burg sichtbar sind, zu einem „hölzernen“ Stübchen hinauf. Es befindet sich im obersten Teil eines der Häuser, die im Kranz die Nydedkirche umstehen und mit sechs und mehr Stockwerken hinunter bis zur Mattenenge gehen. Wenn der Wind über die Altstadt weht, vernimmt man hier oben ein Röcheln und Raunen: „Das sind die Zähringerfräulein“, sagen die Leute.

Wenn das Wetter ändern will, fährt eine schöne Herrschaftskutsche den Stalden hinunter und verschwindet plötzlich beim Läuferplatz. Verschwunden sind auch ihre tiefvermummten Insassen, die Zähringerfräulein.

Lebten sie in Saus und Braus, gleich den Rittersn, die auf der Burg Nyded verkehrten? „Nein“, sagen die Leute mit Überzeugung, „sie fristeten ein überaus bescheidenes Leben, und mußten auch nichts von den Greueln, die in der Burg Nyded begangen wurden. Da, wo der Stalden mit der Mattenenge eine scharfe Ecke bildet, da waren einstmal die Gefängnisse der Burg Nyded. Da schmachteten die Gefangenen in Ketten und Halseisen. Ein gepflasterter Gang lief von der Burg hinunter bis zum Läuferplatz. Nachts, wenn die schwarze Luft die Wasser der Mäe dunkel färbt und der Himmel düster und tief über den Häusern liegt, vernimmt man, wie die Gefangenen ins Verlies geschleppt werden. Die Ketten rasseln, die Knecht fluchen. Der Weg ging durch einen Gang, der unter der Mäe durch in den Turm jenseits der Mäe führte. Im Keller dieses Turmes war ein großes Loch, das in die Mäe hinunter ging. In dieses Loch wurden die Gefangenen gestoßen. Die Wässer haben ihre Körper weggetragen. Und niemand hat je etwas über ihr Schicksal erfahren.“ (Fortsetzung folgt.)